

JAN BRAUNS

Verrat

Das Abendessen wird aus einem Restaurant angeliefert und auf dem Sideboard dekoriert. Der Onkel schickt Omar Junior in die Altstadt, um seinen Freund, einen Buchhändler und Antiquar, zum Essen einzuladen. Er notiert einen Titel, um den Omar Junior Monsieur Faris Abu Faris bitten solle. Nach kurzer Zeit kommt Omar Junior mit dem Buchhändler zurück. Der trägt wie der Onkel einen leichten, hellgrauen Straßenanzug über einem weiten, weißen Baumwollhemd. Nach dem ersten Glas Rotwein legen sie ihre Jacketts ab. Den Abend über sitzen wir meist in der Divanrunde. Jeder bedient sich vom Buffet, wie es gerade beliebt.

Der Onkel setzt an zu reden und ab nun müssen die Geschwister Amina und Omar Junior abwechselnd und stundenlang für Silvia und mich übersetzen, weil sein Französisch dem Erzählruck nicht standhält. Er sei unserer wegen nach Oujda gekommen. Denn so viel habe er bei unserer ersten Begegnung zuhause in Ouarzazate von unserem Leben und von der Freundschaft unter uns vier jungen Leuten verstanden: Dass da eine Übereinstimmung sei, die ihn ermutigt habe, mit uns zu sprechen. Es gäbe ein Kapitel, das er endlich abschließen wolle, weshalb er um Erlaubnis bitte, erzählen zu dürfen. Das Kapitel verbinde die deutschen Soldaten und sie selber als Männer von hier. Der Onkel schaut uns fragend an. Silvia sagt, sie sei gespannt, zumal auch wir uns auf einer Reise befänden, um ein Kapitel abzuschließen: Wir würden der Route folgen, auf der die Alliierten gegen unseren Vater marschierten, auf der sie die Wehrmacht besiegten. Der Onkel nimmt das Stichwort auf: Die Marokkaner hätten nicht auf die Deutschen gesetzt, nicht nach Frankreichs Kapitulation im Juni `40 und auch nicht nach Rommels Siegen im Jahr darauf in Nordafrika, sondern auf die Amerikaner, die Alliierten. Die hätten dann Einheimische gesucht, die sie nach Tunis einschleusen wollten, sie wollten mehr über die Verhältnisse in den von den Deutschen besetzten Landstrichen herausbekommen. So fuhren der Onkel und der Vater von Faris Abu Faris, dem Buchhändler, der exakt genau so hieß wie sein Sohn, Faris Abu Faris, im Frühjahr `42 nach Tunis. Sie fühlten sich als Spione, waren aufgeregt und etwas unsicher. Sie mieteten ein Zimmer in einem billigen Hotel. Sie suchten und fanden Teehäuser, Cafés und Bars, in denen Ausländer verkehrten und wo auch Alkohol ausgeschenkt wurde. Sie setzten sich an freie Tische, taten interessiert bei Kartenspielen, wurden dazugebeten, rückten ihre Stühle heran. Nach der Hitze und dem Durst kam das Thema immer wieder auf den verfluchten Sand. „Die Deutschen schimpften auf den Sand. Sie verstanden ihr kämpferisches Glück; sie verstanden ihr militärisches Unglück“, sagt der Onkel, „aber sie verstanden den Sand nicht. Sie sprachen vom Sand nur in der Einzahl, als wenn Gott nur einen Sand gemacht hätte. Aber Gott ist groß“, freut sich der Onkel. „Deshalb ist Sand nicht Sand.“ Allein derselbe Sand sei am Mittag nicht gleich dem um Mitternacht. Ein Sand eigne sich zum Beispiel für die Herstellung von Zement besser als für die von Beton, doziert er und erinnert mich an den alten Fachkundelehrer in meiner Berufsschule. Amina ermahnt, nicht zu langweilen. Der Onkel entschuldigt sich und sagt: „Wir haben die Deutschen bedauert. Aber wir haben nicht versucht, ihnen etwas zu erklären vom Sand. Wir haben mit ihnen angestoßen darauf, dass der Sand verflucht sei. Verflucht die Hitze und der Sand!“, ruft der Onkel und hebt das Weinglas.

Später, in den Cafés und Bars, wenn alle schon etwas mehr getrunken hatten, wären die Gespräche häufig auf ein anderes Thema gekommen: Die Lebensart und den Glauben. „Was haben Franzosen, Italiener und Spanier gemein?“, fragt der Onkel, übersetzt von Omar Junior, und antwortet, bevor mir irgendetwas einfällt: „Den katholischen Glauben.“ Einen Glauben, den sie als Moslems in gewisser Weise verstehen könnten: Die Katholiken hätten die Beichte, sagt der Onkel, danach sei alles wieder im Lot. Sie als Muslime hätten ihre fünf täglichen Gebete, um mit Gott ins Reine zu kommen. Die Gläubigen beider Religionen würden die Dinge eben etwas *interpretieren*, wie sie in Marokko sagten: Der Koran verbiete Zinsen, aber wer beim Krämer anschreiben lasse, müsse eben etwas mehr bezahlen; Sex außer der Ehe sei nicht erlaubt, aber jeder habe Bedürfnisse und wer sich keine Geliebte leisten könne, könne zu Prostituierten gehen oder einem Schulmädchen etwas kaufen, was es sich sonst nicht leisten könnte. „Stimmt es“, fragt der Onkel, „dass im Fasching euer siebtes Gebot nicht gilt?“

Die Deutschen und ihre Offiziere zu verstehen, sagt der Onkel, sei ihnen schwergefallen, so sehr sie sich auch bemüht hätten. Die erschienen ihnen als kalte, unbewegliche Logiker: Aus A folgt B und basta! Das verstanden sie nicht, und auch kein Caféhausbesitzer, kein Straßenpolizist, kein Hafenmeister, mit denen sie sprachen, verstand

es. Ein Imam habe es ihnen schließlich so erklärt: „Die Deutschen sind preußische Soldaten, rationale Denker, protestantische Moralisten: Für uns dagegen ist die Welt voller göttlicher, unerklärbarer Wunder.“ Amina interveniert, deutet auf die wunderbaren Nachspeisen auf dem Sideboard. Davor jedoch beharrt der Onkel auf einer persönlichen Bemerkung: Er habe es den Deutschen übelgenommen, dass sie den von ihm so geliebten Charly Parker als Negermusiker titulierten. Es habe zu den Deutschen einfach keine Brücken gegeben, damals in Tunis.

Wir bedienen uns mit Nachspeisen, Zigaretten und Portwein. Der Onkel legt A Night in Tunisia von Charly Parker auf und dreht die Lautstärke hoch, so dass wir es draußen auf der Dachterrasse hören können, wo es bereits ein wenig kühler ist. Dort fragt Faris Abu Faris, was unser Vater von Tunis erzähle. Er fluche über Hitze und Sand, sagt Silvia, aber er erzähle nicht. Er kehre, sage ich, jeden Mittag für zwei Stunden in den Krieg zurück. Ob er Alpträume habe?, fragt Omar Junior. „Nein, er wiederholt jeden Tag einen afrikanischen Kriegstag, in einem großen Spiel mit Hunderten von Figuren und Modellen und wechselnden Rollen: Mal ist er Panzerfahrer, mal Flieger, mal General, mal Verbindungsoffizier.“ Als Kinder, sagt Silvia, hätten wir mitspielen müssen, jeder Tag nach der Schule: ein Kriegstag bis zum Abendappell. „Gruselig“, sagt Amina und der Onkel fragt, ob wir nicht hineingehen wollten.

Zurück im Wohnzimmer kündigt er an, dass er nun zum Kern komme, dem Kern, bei dem es um Verrat ginge, grausamen und am Ende nicht wechselseitigen, sondern gemeinsamen Verrat. Er versucht, seinem Freund Faris Abu Faris pantomimisch etwas zu bedeuten, was dieser zunächst nicht versteht: „Die kleine Schrift!“ Jener fingert ein vergilbtes Heftchen aus seiner Jackettasche. *Der Soldat in Libyen (Taschenbuch für die Truppe). Februar 1941. Gedruckt in der Reichsdruckerei für das Oberkommando des Heeres.* „Die Deutschen“, sagt der Onkel, „mit denen wir in den Cafés und Bars diskutierten, waren sich uneins, ob wir Freunde oder Feinde seien. Manche sagten uns, Hitler und andere Nazi-Chefs würden in den Arabern gute Soldaten, 1-A Offiziere sehen. Vielleicht gebe es eine Seelenverwandtschaft zwischen Nationalsozialismus und Islam, überlegten die Soldaten. Eine hochwertige Rasse, nannten sie uns, große Krieger. Das war komisch“, sagt der Onkel, „freundlich als Menschen zusammensitzen und so eingeteilt zu werden: Arier, Araber, Neger. Andererseits“, sagt er, „fürchteten viele deutsche Soldaten, dass wir unehrlich wären und nicht vertrauenswürdig: von Natur aus Feinde. Ach, der Krieg“, sagt er und senkt den Blick. Er hebt die Lider und blickt Richtung Faris, dem Freund. Der erkennt die Aufforderung und blättert suchend in dem kleinen Heftchen. „Ich spreche kein Deutsch“, sagt er, übersetzt von Amina, „ich lese nicht Deutsch. Ein deutscher Student hat mir die Stelle erklärt und ich, Faris, habe mir feine Bleistiftkreuze gemacht: Da ist es.“ Er gibt uns das Heft, und jetzt übersetzen Silvia und ich ins Französische und Amina und Omar Junior weiter ins Arabische. *Der Eingeborene ist bei richtiger Behandlung meist willig und zuverlässig ... tritt als Herr auf! ... Sei stets taktvoll – auch dem Neger gegenüber ... halte dich von der eingeborenen Frau fern. Du bist ein Weißer, ein Deutscher. Geschlechtsverkehr mit farbigen Frauen ist Rassenschande. Achte die Familiensitten der Eingeborenen ... Nur das von der Truppenführung freigegebene Bordell darfst du besuchen. Benutze stets ein Kondom (Gummischutz) und lasse dich nach dem Geschlechtsverkehr sanieren.*

„Das ist beängstigend“, sagt Silvia: „Es macht Angst. Es ist entsetzlich. Sticht ins Herz. Lässt mich erstarren.“

Der Onkel entschuldigt sich einmal mehr, nun für alle anwesenden Männer, entschuldigt das Thema in Frauengegenwart. Omar Junior schenkt in der entstehenden Stille Rotwein nach. Aminas Augen sprühen Funken, denke ich. Auf Silvias Wange glitzert eine feuchte Linie: „Das Bordell“, sagt sie kaum hörbar und kippt ein Glas Rotwein hinunter.

„Der Verrat“, fährt der Onkel fort: „Es gab in Tunis Cafés und Teehäuser, in denen sich schon lange Ausländer und Araber trafen.“ Solche Orte habe es auch in Marrakesch oder in Casablanca gegeben. Damals, in Tunis, hätten er und Faris Abu Faris, der Ältere, Lokale entdeckt, in denen westlich inspirierte Frauen Kontakt zu den neuen Herren aufnahmen. Unter den deutschen Soldaten, an den Caféhaustischen, beim Kartenspiel und Weintrinken, ging ein Wort dafür um, dass der Onkel und sein Freund Faris Abu Faris, der Ältere, nicht vergessen hätten: *Gemutlickmaid*. Ich setze an zu korrigieren; Silvia stößt ihren Ellenbogen in meine Seite. In die kurze Stille hinein denkt Amina laut: „Prostitution und Krieg; Frauen, die sich anbieten wollen, und solche, die sich anbieten müssen.“ Silvia sagt, sie traue sich kaum zu fragen, aber auch dies müsse bis zu Ende gefragt werden: „Wie ging es, als die Deutschen weg waren, weiter mit diesen Frauen und mit den Kindern, die entstanden waren.“ Als dies übersetzt ist, ist es der Onkel, dem die Tränen die Wangen befeuchten. „Der Mann auf der Straße“, sagt er und atmet tief, „verstand die

Protestanten nicht; er verstand die Männer, die Soldaten, nicht, und noch weniger die Frauen, die mit ihnen sprachen, Kaffee und Alkohol tranken, tanzten, feierten, die mit ihnen Freundschaft schlossen und Verhältnisse eingingen.“ Deshalb verachtete auch er, der Onkel, diese Frauen eine Zeitlang. Erst viele Jahre später habe seine Frau, die Tante von Amina und Omar Junior, ihn einen anderen Umgang mit den Verstoßenen gelehrt. Jedoch damals sei es ihm so wie dem Mann auf der Straße gegangen, der diese Frauen verachtete. Er habe sein Unverständnis und seinen Hass, welche eigentlich die Deutschen hätte treffen müssen, gegen die Frauen gerichtet. „Und die Frauen?“, fragt Amina. Für die Frauen und ihre Babys habe es, übersetzt sie die Antwort des Onkels, nur noch die Bordelle gegeben – die Bordelle und die Pater und Nonnen der katholischen Kirche. Und Faris Abu Faris ergänzt: „Deren Hilfe für verstoßene Frauen wurde toleriert, weil sich ja irgendwer kümmern muss.“

„Die helfen“, sagt der Onkel, „und wir verraten und verstoßen sie. Immer wieder.“

Und Amina denkt erneut laut: „Die Frauen sind allseitige Opfer: Opfer unserer Kultur des Verstoßens. Unserer Kultur, in der Prostitution die Folge ist. Und Ursache. Und Alltag.“

Mir scheint, als blickten alle abwechselnd, kreuz und quer, in der Runde alle an. In meinem Kopf die Bilder. Die alten und die gerade neu entstandenen. Keiner sagt etwas.

Der Onkel bittet, wohl um das Schweigen aufzuheben, die Frauen um arabischen Kaffee. Amina und Silvia nutzen die Chance, in die Küche zu fliehen.

Wir vier Männer stehen auf der Dachterrasse, blicken uns an, blicken über dieses Oujda im Nordosten Marokkos in dieser Nacht dieses Sommers `85, rauchen und schweigen. Amina und Silvia bringen den Kaffee. Kleine Tassen, süß und heiß.

„Ich musste“, sagt der Onkel, „euch dies erzählen, die Geschichte von den protestantischen, deutschen Soldaten und den allseits verratenen und verstoßenen Frauen: Nicht das gegenseitige Unverständnis war das Schlimmste zwischen uns: Die Verachtung der Frauen hat uns verbunden: der Verrat.“

„Verrat ist ein großes Wort“, sagt Faris Abu Faris.

„Ein passendes“, sagt der Onkel: „Nur die Katholischen praktizierten Barmherzigkeit.“ Das viel zu spät zu erkennen, sei bitter gewesen für ihn. Er habe nicht gewusst, sagt der Onkel, was er tun solle, real tun solle – außer anders zu denken und zu reden. Er sei froh, dies uns erzählt zu haben. „Vielleicht mögt ihr eurem Vater berichten, dass man die Bitterkeit, die in einem steckt, überwinden kann. Vielleicht.“

Mit unserem Vater zu sprechen, sagt Silvia, so wie wir hier sprächen, wäre nicht vorstellbar. Er befinde sich weiterhin im Krieg und wir müssten unseren Weg gehen, herausfinden aus dem Krieg und allem, was damit verbunden ist.

„Aber so“, sagt der Onkel, „soll der Abend nicht zu Ende gehen.“ Seine Frau hätte jetzt bestimmt ein Sprichwort aus dem Dorf ihrer Großmutter parat. Aber er sei nur ein bescheidener Kaufmann und ein kleiner Mann, der im Krieg zusammen mit seinem Freund Faris Abu Faris, dem Älteren, in Tunis gewesen sei, um für die Amerikaner ein paar Informationen zu sammeln, ein Mann, dessen Bruder Abdellatif ermordet worden sei und dessen Neffe Abdelkarim, der ältere Bruder von Amina und Omar Junior, im Polizeigefängnis säße, und das aus einem einfachen Grund: Weil sie alle – in seiner Familie und in der Familie seiner Frau – Humanisten seien und, wenn es sein müsse, auch Moslems: moslemische Humanisten!

Der Sohn seines Freundes, der heutige Buchhändler Faris Abu Faris, der Zweite, erkennt die Not des Freundes, der, als er beschwingt enden will, doch wieder in Melancholie abzugleiten droht. Er ergreift das Wort: „Rede süß und speise süß, ist eines unserer Sprichworte. Lasst uns zum Dessert hineingehen. Und für morgen lade ich euch ein, mit mir die Stadt kennenzulernen. Sie ist nicht groß, sie ist nicht schön, aber sie ist mein Oujda. Und wer sagt, dass es anderswo schön sei?“

Später, viel später, als Faris Abu Faris und der Onkel lange gegangen sind, steht Silvia in der Zimmertür, während Amina und ich am offenen Fenster eines der Schlafzimmer rauchend über die nichtsahnend im Schlaf liegende Stadt blicken. Amina bemerkt Silvia als erste. Sie habe sich, sagt Silvia, auf dem Balkon stehend gefragt, warum unser Vater sich so mit den Bordellen auskenne? Sie erzählt: Bei den Sandkastenspielen auf unserem Dachboden platzierte er ein rotes Haus in jede Ortschaft: an

der Straße zum Meer; am Ende des Souks; hinter dem Friedhof. Warum wusste er so genau Bescheid? „Soldaten!“, sagt Amina. „Aber warum“, fragt Silvia, „so viele Details? Und kein Wort über die Frauen.“ Sie wäre, sagt Silvia, auf diese Reise gegangen, um sich zu lösen vom Vater, von der Vergangenheit. Jetzt rücke er ihr wieder zu nah! Frei wolle sie werden. Frei sein. Frei und erwachsen. Amina streckt Silvia, die immer noch an der Tür steht, die Hand entgegen.

Wir bleiben einen weiteren Tag und eine weitere Nacht. An diesem weiteren Tag und in dieser weiteren Nacht erzählen Amina und Omar Junior, was sie durchlitten, als der Onkel Abdellatif verschwand, was sie erlitten, als sie selber in Haft waren, bevor ihr große Bruder Abdelkarim gefunden wurde und seitdem er gefangen ist. Und Amina weiß, seit sie Silvia die Hand ausstreckte, dass auch Silvia und ich erzählen werden.

Der Text ist ein Auszug aus dem noch unveröffentlichten Roman „Das Fell der Hyäne“.

JAN BRAUNS schreibt seit 1980 Reportagen zu den Themen Kriegsdienstverweigerung und Zivildienst in Deutschland in den Verlagen KiWi-Taschenbücher (Köln), Komzi (Idstein/Taunus) und Eigenverlag des Bildungswerkes der Deutschen Friedensgesellschaft (Dortmund). Seit 2020 publizierte er auch Texte in den Literaturzeitschriften Tentakel (Ostwestfalen), & Radieschen (Wien).